

frischen Bieres holen lassen zu dürfen. Er leerte es mit großem Gedagen und Schritt dann, zwar nachdenklich gestimmt, aber voller Genuß eine Zigarette rauchend, zum elektrischen Stuhl. Er nahm lächelnd darauf Platz, warf den Zigarettenstummel fort und blies den ihn festknallenden Beamten den Rauch ins Gesicht. Wenige Augenblicke später hatte der elektrische Strom sein Werk getan.

Zum zweiten Mal

Erzählung von Gertrude Staudt

Nun war das Familienfest hier geworden. Auch der längste Vogel war hinausgeschliffert in die Welt, die so verlockend vor ihm lag.

Grau Ursula Post stand in der großen, rotenfärbigen Wohnstube und redete ihre Arme schlingend in den Herbstabend, der draußen blutrot in absterbenden Baumtronen erlosch. Daß sie ihn festhalten durfte mit beschützenden Mütterarmen, den Kleinen, den Keinen! Wer die Mutterpflicht fragte nicht nach Schmerz der Mutterseite, die fragte nur nach Glück und Borteil des Kindes, und das verlangte den selbständigen Flug in die Welt, wie die anderen Kinder ihn auch verlangt hatten.

Der Längste war das getreue Abbild Heinrichs, seines Vaters — und doch! — Schmerzlich zogen sich die Mundwinkel der Vereinsanten nach unten, eine scharfe Falte grub sich zwischen die Brauen. Wie sollte es werden, wenn nun auch das letzte Kind gegangen, das letzte Einbeglied? Ein frösteltes plötzliches, Rubelos wanderte sie durch die großen leeren Räume. Nichts zu tun — zu sorgen — höchstens Briefe schreiben, Pakete packen für die Ferne, in der Nähe aber nichts Greifbares mehr, nichts, das sich in sprudelnder Lebendigkeit ihr entgegenwarf. Was ihr dieses lebendige Kind gewesen. Es hatte das Alltägliche noch mit Unschuldsworten angesehen und mit feinem Lachen Jahre der Angst, Augenblicke eisiger, grenzenloser Enttäuschung durchschaut.

Nun war die Sonne fort, und nichts war geblieben als dieses gräßliche kalte Gefühl im Seeleninneren, das seit dem Wiedersehen der Watten damals nach dem Kriege sich stetig vermehrt hatte. War ihre Liebesgut zu heiß, ihre Sehnsucht zu dränglich gewesen nach dem Manne da draußen, der für sein Volk, seine Familie, für sie kämpfte? Die Jahre der Trennung hatten den in bester Mannesfrucht Ausgehenden in ihrer Erinnerung mit einem Gorkenschein umhüllt. — Und als das nächste Jahr erträumte Wiedersehen Wirklichkeit wurde, da war es grau und kalt wie ein Novemberabend. — Da hatten sich zwei Menschen in grenzenloser Enttäuschung gegenüber gestanden, die ganze Frage im weidwunden Blick: „Bist du es wirklich — wo blieb deine Jugend, deine Schönheit?“ Wer die Seelen, die in glücklichen Jugendtagen so fest ineinander verwurzelt waren, die wollten sich von dem äußeren Bild nicht abschrecken lassen, die tasteten voll tiefer Sehnsucht nacheinander: „Bist du sie noch — die andere Hälfte meines Seins, die mein glückliches Leben war?“ — Die Stunden, die Tage, die Jahre gaben kälter und kälter werdende Antwort: „Du bist sie nicht mehr — dein Teil an mir hat die Zeit gemordet, die Kriegszeit, der dürre Alltag.“

Im dem ehemaligen Soldaten war mit des Vaterlandes Aufbruch auch im Seeleninneren etwas zusammengebrochen, was ein Teil seines besseren Selbst gewesen. Er konnte sich nicht hineinfinden in den plötzlichen Umsturz aller Begriffe. Über in seine eigenen, trübseligen Gedanken verweilt, so saßen sich die beiden am Abend in der Eßtische gegenüber und würgten die Wissen der Wahrheit hinunter. Die Totenstille war erdrückend. Plötzlich ein leises Geräusch oben an der Wand — die wüßige Klapptür der Schwärzwälder Uhr sprang auf, ließ den kleinen bunten Holzvogel schwebend neugierig zu den Schweigenden hinüberfliegen, und „Kuckuck — Kuckuck“ rief er stedenmal lustig hintereinander. Dann war der kleine Kerl wieder verschwunden. Die beiden schweigenden Menschen hoben die Köpfe, saßen sich an, lächelten wehmütig.

„Weißt du noch, als der Junge ganz klein war und immer Bimmel guck rief“, kam es plötzlich von Frau Ursulas zudenden Lippen. „Der Mann nickte, räusperte sich, seine Stimme klang heute so seltsam rau: „Nein, muß er gleich ankommen.“

„Dann hatten die Gedanken, die Worte der beiden gleichen Kurs: Der Junge und nochmals der Junge! — Sie blieben an diesem so gefährlichen Abend zusammen im selben Zimmer, fanden es dort am wärmsten. — Und es war merkwürdig, seit das Nest hier geworden war, fand es der eine bei dem anderen immer wärmer als allein im Zimmer, wo kalte, graue Wespener in den Winkeln hockten, die nach dem Seeleninneren tasteten, ja es kam so weit, daß Frau Ursula die Rückkehr ihres Mannes aus dem Geschäftsbüro täglich mehr ersehnte, daß er die lästigen Nörgeleien vergaß, wenn sie ihm schon von weitem mit einem weichen Briefblatt winkte. Dann strecken sie die Köpfe immer höher zusammen und laßen und freuten sich an dem Prachtgängen, der ihr eigen war. Aber es gab auch graue Tage, an denen kein Augenwort aus der Ferne zu dem allmählich alternden Paare brang. Da fürchteten die beiden vereinsamten Menschen die Debe noch mehr, sie schlossen sich in ihrer jetzigen Lebenslage aufeinander angewiesen. Aus dieser trockenen Notwendigkeit heraus kam allmählich ein gegenfälliges Betrachten, und da fand Frau Ursula, daß Heinrich doch zu viel arbeitete, daß er frähtigere Kost brauche. Sie sann seinen früheren Lieblingsgerichten nach, stellte Blumen in sein Zimmer, damit es nach den unbehaglichen Blürräumen wieder freundlicher aussähe. Die ganze aufgeregte Mütterlichkeit in ihr, die in Briefen und Postpaketen nicht genug Platz hatte, fand endlich wieder ein Betätigungsfeld an dem Kleinsten in der Familie. Der schloß sich auch gar nicht dadurch in seiner Ehre gekränkt, sondern erlachte sich dabei, daß er wie einst in verlungenen Jugendjahren seine Blide oft nicht losreißen konnte von der Unmut ihrer fürsorglichen Bewegungen, auch wenn die Hand nicht mehr sang, der Wang nicht mehr so leichtfüßig war.“

Ein knapper Jahr seit dem Auszug des Längsten war vergangen. Der dreihägige Verlobungstag der Weiden stieg im Herbststempel empor. Die letzten Jahre hatten sie den Tag nie gefeiert, nicht daran zu rühren gewagt, später gar mitunter vergessen.

Ob Heinrich wohl heute daran denken wird? — Dreihägig Jahre! — Frau Ursula wartete. Er wünschte ihr wie gewöhnlich guten Morgen, sah ihr dabei wie forschend in die Augen, dann ging er in das Büro. Der Briefträger brachte reiche Post von den Kindern, auch vom Kleinen, aber es war merkwürdig, sie konnte sich nicht so daran freuen, war ordentlich zerstreut bei dem Lesen. — Sie war heute so unruhig. Iß in ihrer stillen Wirtschaft hin und her, rüstete ein besonderes gutes Mittagsmahl, dann stand sie und wartete und sah hinaus in das kämpfende Wallen der Herbstnebel, die das Sonnenlicht nicht hindurch lassen wollten. Plötzlich tanzte ein Gockelchen auf der Diele und noch eins und immer noch eins. Hatte sie die böswilligen Reden flüchtig durchbrochen, oder waren sie durch die Tür geklopft, in deren Rahmen plötzlich eine Männergestalt stand, den

nicht mehr jungen Körper lehnig gestrofft, in der Hand eine rote Rose. Wie ein Sonnenblitz flog es zwischen zwei Augenpaaren hin und her.

„Zum dreihägigen Kriege!“ rief Heinrich Post mit frischer Stimme und hefte Frau Ursula ihre Lieblingsblume an die Brust. — Zum zweiten Male im Leben hatten sich ihre Herzen gefunden, nicht stürmisch wie einst, ganz allmählich, ganz natürlich, aus der Notwendigkeit gemeinsamer Vereinsamung geboren. Die Enttäuschungen lagen hinter ihnen wie graue Nebel, waren verdunstet wie die Phantasiegebilde, die sie voneinander im Herzen getragen hatten.

Als die beiden am Spätmittag durch den immer kürzer werdenden goldenen Herbsttag schritten, sprachen ihre Lippen nicht viel, nur ihre Hände saßen sich fester zur gemeinsamen Lebenswanderung durch ihre länger werdende Erdenszeit.

In Tibet verschollen

Im christlichen Kreise Indiens ist man über das Schicksal des im ganzen Lande bekannten eingeborenen Missionars Sundar Singh besorgt. Er verließ im April dieses Jahres seine Station in Boot, um eine Missionsfahrt nach Tibet zu unternehmen. Beim Abschied sagte er zu seinen Angehörigen: „Bin ich im September noch nicht beimgeliefert, so nehmt an, daß ich eines nicht natürlichen Todes starb.“ Der September kam, und bis heute ist noch keine Nachricht von Sundar Singh über den Himalaya herübergebracht. Schließlich machte sich seine Frau in Begleitung eines anderen Missionars auf die Suche nach dem Vermissten. Die Entreise nach Tibet wurde ihnen nur dadurch ermöglicht, daß sie sich als Arzt und Ärztin ausgaben, die Rebliments zur Behandlung einer Choleraepidemie bringen wollten. Nach einigen Wochen erfolgloser Nachforschungen erregten beide doch den Verdacht der Tibetaner und mußten über die Grenze nach Indien fliehen. Die Hoffnung, daß Sundar Singh noch am Leben sein könnte, ist jetzt fast aufgegeben worden. Es gibt zwei Theorien über die Art seines Todes. Die eine nimmt an, daß er der Cholera zum Opfer fiel, die andere glaubt, er sei von rachsüchtigen Lamas ermordet worden. In Tibet ist jede christliche Missionstätigkeit streng verboten, und schon gelegentlich einer früheren Reise dorthin war Sundar Singh bis aufs Blut geprügelt worden und nur mit knapper Not dem Tode entronnen. Damals hatten ihn die Tibetaner auf Befehl des Oberlamas von Rasar in einen Brunnen geworfen. Drei Tage lang lag Sundar Singh mit gebrochenem Arm auf dem ausgetrockneten Brunnenfuß zwischen den Ueberresten hingerichteter Verbrecher. In der vierten Nacht hörte er plötzlich, wie der Brunnenboden geklickt wurde, und ein Tau flog zu ihm herunter: „Binde dich fest!“ Sundar Singh gehorchte und wurde an die Oberfläche gezogen. Als er seinem Retter danken wollte, war niemand zu sehen. Der Oberlamas glaubte nun felsenfest, er verbante seine Rettung einer höheren Macht. Da ihm außerdem einige fast wunderbare Heilerfolge beschieden waren, so verehrten ihn die indischen Christen als Heiligen. Auch den Europäern erschien er als eine hervorragende Persönlichkeit von geradezu faszinierendem Auftreten, und sein Ende wird allgemein bedauert.

Die Märztag 1848

Aus dem Tagebuch des späteren Kaisers Friedrich II.

Man muß H. O. Meißner Dank wissen, daß er das Tagebuch des späteren Kaisers Friedrich II. von 1848 bis 1866 (Verlag Köhler, Leipzig) der Öffentlichkeit unterbreitete. Die Märztag von 1848 durchlebte der damalige Prinz Friedrich als Jüngling von 17 Jahren. Es zeugt für seine Anteilnahme, daß die Nachrichten aus Paris über die dortige Februarrevolution in ihm sofort Besorgnisse erregten. Ähnliches konnte sich auch in Berlin ereignen. In wem! Man ihm gegenüber geltend machte, daß solche Dinge in Preußen unmöglich wären, blieb er hartnäckig bei seiner Ansicht und er behielt Recht.

Sowohl auch schon über die Märzereignisse in der preussischen Hauptstadt geschrieben worden, bereichern doch die Tagebucheinträge des Kronprinzen unsere Kenntnis von diesen verhängnisvollen Tagen. Am 13. verzeichnet er: „Eine ängstliche Spannung und Unzufriedenheit las man deutlich auf allen Gesichtern.“ Als er von der Heißbahn, wohin er an diesem Tage gefahren war, zurückkehrte, flogen bereits Kessel gegen ihn, Wesseln drohten mit Häufen. „Von allen Seiten“, heißt es, „erhob sich Hohnschrei gegen mich und sehr anständig gefällige Leute schrien mir: zum Glück blieb das Volk beim Hohnschrei und ließ uns noch durch.“ Am 18. ging es schon sehr toll zu. Ganz gefährlich wurde die Situation am 19., als der Kampf am 18. bereits Todesopfer gefordert hatte. Das Volk lärnte und tobte in wahren Wutgeschrei, als wollte es das Schloß stürmen.“ Da trat König Friedrich Wilhelm IV. im Ueberrock, die Hände auf dem Kopfe, auf den Balkon hinaus. Sein Erscheinen sollte noch ein Versuch sein, die unten auf dem Plage vor dem Schloß Preußen zu beruhigen.

Es dot sich ihm und der Königin, die sich nicht hatte abhalten lassen, ihn hinaus zu begleiten, ein unerwartetes Schauspiel. „Tierische Begehr und Gedrill erstobten, und was sah ich?“ so beschreibt der Kronprinz die schreckliche Szene. An 30 Reichen waren auf Bahnen gestreckt, waren mit bloßgelegten Wunden und mit Laub geschmückt, in förmlichen Reihen vor dem Balkon aufgestellt. Scheußliche Proletariatsgestalten im eckigsten Aufwands, Waffen in der Hand, umfanden die Bahnen, und heulend zeigten sie dem König daß die gedellten Häuse, bald drohend die hingestreckten Leichen. „Aus den drei am Plage mündenden Straßen“, fährt er fort, „kamen andere im Trabe und trugen Leichen auf Brettern und Kullissen, die eilig nur hinausgeschoben waren, und drohten grinsend dem König, ebenfalls auf ihre Last deutend. Das Gedrill hörte gar nicht auf und man sah deutlich, daß die Wut dieser Menge aufs äußerste gestiegen war.“ Was der Prinz bei diesem Anblick selbst fühlte, sagt er in die Worte zusammen: „Eine weitere Beschreibung davon zu geben, vermag ich nicht, es war zu grauhaft und schauerlich. Entsetzt, fast besinnungslos starrte ich zurück und sank auf einen Sessel; die ganze Gewalt und das Gurchsicheres jenes Moments fühlte ich mehr als es auszupreden ist; ich war in einer wahren Verzweiflung.“

Sehr interessant-lauten auch die Angaben des Tagebuchs über die Flucht des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen Kaisers und Königs, in dessen Person man den Hauptträger der Reaktion erblickte und haßte. Er hatte sich auf der Pfaueninsel beim Postgärtner Finckelmann in Sicherheit gebracht, wo er auch, bevor er sich im geheimen nach England begab, von seiner Familie Abschied nahm. Hierüber berichtet der Kronprinz zum 21. März: „Wie es völlig dunkel war, rief uns Papa plötzlich in die Stube hinein, in der er mit Mama länger allein gewesen war, und hier knieten wir nieder, und Papa betete laut mit vor Eränen erstickter Stimme. Dann umarmte er uns und schloß sich den Badenbart ab, zu welchem Zweck ich ihm noch eine Schere besorgen mußte. Ich war in einer solchen Verzweiflung, daß ich nicht glaubte, diesen Schmerz überleben zu können, und war mir's, als müßte mein Gehirn zerpringen.“ Nachdem er dem Ausdruck seiner Gefühle freien Lauf gelassen, ermannete er sich und der starke Gottesglaube, der diesem Unglück entkeimte, ist ganz besonders kennzeichnend für die preussische Königsfamilie. „Ich hörte“ — so läßt sich Prinz Friedrich Wilhelm in seinem Tagebuch vernehmen — „in mir eine Stimme, die mich mahnte, meinem Schmerz Einhalt zu tun, zu bedenken, daß es einen Gott gebe, der ja alles, auch das größte Unglück für gut finden und nach seinem unerforschlichen Ratsschlus am besten lenken kann. — Da diesen Augenblick nahm ich mir fest vor, auch in dem größten Unglück stets mit Ruhe und Festigkeit mich zu benehmen und niemals meines gnädigen Gottes zu vergessen.“

Einen wesentlich erfreulichen Eindruck machen die Aufzeichnungen des Kronprinzen, in denen er erzählt, wie er zum ersten Male seine zukünftige Gattin, die englische Prinzess Royal, die Tochter der Königin Victoria, sah, wie allmählich in ihm eine beständige Liebe zu ihr entbrannte, die mit gleicher Leidenschaft erwidert wurde. Am 14. September 1856 schreibt er seinen Eltern: „Prinzess Royal hat sich sehr formiert und obwohl nicht viel größer als die Königin, sieht sie doch viel hervorragender aus wie sie. Ihr Ausbruch ist feierlich und spricht von Verstand. Besonders viel sagen die Augen. Haltung und Gang sind sehr gräßlich, ohne gemacht zu sein.“ Am 18. September berichtet das Tagebuch freudig: „Prinzess Royal drückt mir immer mit großer Herzlichkeit die Hand morgens und abends und sehr fest. Es ist dies Kennnis in ihrem Wesen und das Knabliche an ihr gefällig

gleitung eines anderen Missionars auf die Suche nach dem Vermissten. Die Entreise nach Tibet wurde ihnen nur dadurch ermöglicht, daß sie sich als Arzt und Ärztin ausgaben, die Rebliments zur Behandlung einer Choleraepidemie bringen wollten. Nach einigen Wochen erfolgloser Nachforschungen erregten beide doch den Verdacht der Tibetaner und mußten über die Grenze nach Indien fliehen. Die Hoffnung, daß Sundar Singh noch am Leben sein könnte, ist jetzt fast aufgegeben worden. Es gibt zwei Theorien über die Art seines Todes. Die eine nimmt an, daß er der Cholera zum Opfer fiel, die andere glaubt, er sei von rachsüchtigen Lamas ermordet worden. In Tibet ist jede christliche Missionstätigkeit streng verboten, und schon gelegentlich einer früheren Reise dorthin war Sundar Singh bis aufs Blut geprügelt worden und nur mit knapper Not dem Tode entronnen. Damals hatten ihn die Tibetaner auf Befehl des Oberlamas von Rasar in einen Brunnen geworfen. Drei Tage lang lag Sundar Singh mit gebrochenem Arm auf dem ausgetrockneten Brunnenfuß zwischen den Ueberresten hingerichteter Verbrecher. In der vierten Nacht hörte er plötzlich, wie der Brunnenboden geklickt wurde, und ein Tau flog zu ihm herunter: „Binde dich fest!“ Sundar Singh gehorchte und wurde an die Oberfläche gezogen. Als er seinem Retter danken wollte, war niemand zu sehen. Der Oberlamas glaubte nun felsenfest, er verbante seine Rettung einer höheren Macht. Da ihm außerdem einige fast wunderbare Heilerfolge beschieden waren, so verehrten ihn die indischen Christen als Heiligen. Auch den Europäern erschien er als eine hervorragende Persönlichkeit von geradezu faszinierendem Auftreten, und sein Ende wird allgemein bedauert.

Die Märztag 1848

Aus dem Tagebuch des späteren Kaisers Friedrich II.

Man muß H. O. Meißner Dank wissen, daß er das Tagebuch des späteren Kaisers Friedrich II. von 1848 bis 1866 (Verlag Köhler, Leipzig) der Öffentlichkeit unterbreitete. Die Märztag von 1848 durchlebte der damalige Prinz Friedrich als Jüngling von 17 Jahren. Es zeugt für seine Anteilnahme, daß die Nachrichten aus Paris über die dortige Februarrevolution in ihm sofort Besorgnisse erregten. Ähnliches konnte sich auch in Berlin ereignen. In wem! Man ihm gegenüber geltend machte, daß solche Dinge in Preußen unmöglich wären, blieb er hartnäckig bei seiner Ansicht und er behielt Recht.

Trauung und Tabakrauchwolken

Die standesamtliche Trauung bietet selbst in unserer die Wechselung liebenden Zeit ein Erlebnis, das den meisten nur einmal im Laufe des Erdenwallens zustoßt. Ein wenig Aufregung in Erwartung dieses großen Augenblicks ist daher ganz begründet. So nervös wie eine reizende Bräutete, die sich kürzlich in Begleitung ihres Bräutigams vor einem Londoner Standesbeamten einfindet, braucht aber doch niemand zu sein. Die junge Dame zitterte vor Erregung wie Epenaus und schien nicht in der Lage zu sein, die verhängliche Frage des Beamten zu beantworten. „Wollen Sie warten, bis Sie sich beruhigt haben?“ fragte dieser behäbig. „Nein“, dankte die nervöse Braut, „hoch gestatten Sie mir, daß ich während der Trauung eine Zigarette rauche, um mich zu beruhigen.“ Der Bräutigam hatte gegen dieses bisher noch nie gestellte Verlangen nichts einzuwenden, und schließlich rang sich auch der Beamte zu der Ansicht durch, daß kein Befehlsparagraph das Rauchen während der Trauung verbiete. Wenn Sie nicht anders können, so rauchen Sie.“ Als nun die Zeremonie begann, entnahm die junge Dame ihrem Handtäschchen eine Zigarette, ließ sich vom Bräutigam Feuer geben und war nun in der Lage, zwischen zwei tiefen Lungenzügen die verhängliche Frage des Standesbeamten mit einem zwar noch etwas zitterigen, aber doch deutlichen „Ja“ zu beantworten. Die übrigen Londoner Standesbeamten sind mit diesem Schritt ihres Kollegen nicht recht einverstanden, den sie befürchten nicht mit Unrecht, daß in Zukunft mehr als eine Braut nervös sein und während der Trauung der beruhigenden Zigarette bedürfen wird.

Ein Volk ohne Schriftsprache

Eigentümliche sprachliche Verhältnisse herrschen bei den Dungan, einem in Bergana (Turkestan) lebenden, ursprünglich chinesischem Stamme, der vor etwa einem Jahrtausend nach dem heutigen Sowjetrußland emigrierte. Obwohl den Chinesen die Kunst des Schreibens seit etwa sechs Jahrtausenden bekannt ist, haben die Dungan eine Sprache, die sich schriftlich nicht wiedergeben läßt. Die Grundlaute bilden nämlich chinesische Mundarten, in die aber zahlreiche arabische, russische und andere Idiome aufgenommen wurden. Einzelne davon werden geradezu gesungen, wofür sowohl dem russischen als auch dem arabischen oder sonst einem Alphabet die Ausdrucksmöglichkeit fehlt. Auch die chinesischen Ideogramme verfallen bei der Dungan-Sprache, da sie ihre russischen und arabischen Teile nicht wiedergeben vermag.

Der Garten unter dem Ozean

Es klingt wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht: Tief unter den Wogen des Atlantischen Ozeans erstreckt sich ein blühender Garten. Und doch ist dies Wunder Wirklichkeit. In Glace Bay, an der Küste in Neu-Schottland, befindet sich eine Kohlengrube, deren Stollen vom festen Lande bis weit unter die Meeressoberfläche verlaufen. Der Betrieb ist auf das modernste eingerichtet. Trotzdem fehlt auch nicht die Romantik. Ein Bergmann kam nämlich auf den Gedanken, sich und seinen Kameraden einen Erseh für die Naturschönheiten zu schaffen, die sie unter Tage fast ganz entbehren müssen. So legte er denn einen richtigen kleinen Blumengarten an, in dem die Kinder Floras im Scheine elektrischer 300 Wattlampen auf das schönste gedeihen. Geranien, Widen und manche andere Arten kühlen hier viele Meter unter den Fluten des Atlantik. Sie gedeihen ebenso gut wie andere Blumen im Sonnenlicht, allerdings erfordern sie größere Pflege und weiten frucht.

Schwaben „hebt“ den Fremdenverkehr

Biemlich eigenartiger Mittel bedient sich Schwaben, um Ausländern den Aufenthalt innerhalb der blau-weiß-roten Grenzpläne angenehm zu machen. Eine unlängst an alle Hotels, Gast- und Kurhäuser erlassene Verfügung macht diesen zur strengsten Pflicht, jeden aus dem Auslande eintreffenden Fremden gütlich in serbischer oder slowenischer Sprache anzusprechen. Erst wenn ohne jeden Zweifel dargetan ist, daß der Gast keine dieser beiden Sprachen beherrscht, darf mit ihm in einer anderen Sprache verkehrt werden. Während dieser vernünftige Wirt sich bemüht, den Gast dadurch, daß er ihn in seiner Muttersprache anredet, sich schnell heimlich fühlen zu lassen, bestrebt man in Schwaben gerade das Gegenteil. Praktischen Erfolg kann die Maßnahme nicht haben, zumal nicht allmählich Fremde, welche eine der beiden Landessprachen beherrschen, ins Land kommen können.